

---

Uraufführung mit Bravour. Tennstedt ist kein Musiker für bürokratische Riten oder sonstige Rücksichten, seine Unbequemlichkeit führt 1969 zum Eklat mit der Kapelle. Noch hat er einen Gastspiel-Reisepaß, über Schweden kommt er in Kiel an, später in Amerika groß heraus und wird Chef bei den Londoner Philharmonikern. Er gehört sozusagen der Welt-Liga an. Nur Krankheit kann ihn zur Aufgabe musikalischer Leidenschaft zwingen. Wer seine Aufnahmen von Mahler-Sinfonien hört oder „Also sprach Zarathustra“ von Strauss, ermißt den Verlust durch seinen Tod am 12. Januar 1998.

Nach Tennstedt kommt nichts Nennenswertes, bis 1976 der Dresdner Hartmut Haenchen kommt. Er war im Kreuzchor, in Meisterkursen von Karajan, hospitierte in Bayreuth. Er bringt hohe musikalische Sensibilität mit und überträgt sie auf Orchester und Sänger bei einer „Zauberflöte“ oder einem konzertanten „Parsifal“. Seine Kompetenz auch für die Musik Johann Sebastian Bachs und dessen Sohns Philipp Emanuel hat Wurzeln in Schweriner Aufführungen, darunter der Uraufführung von Friedrich Schenkers „Sonate für J. S. B.“. Ein Werk aus dem Musikneuland. Da bedarf es nicht nur traditioneller Instrumente. In der Generalprobe ist aber ein Wecker zu hören, der nun doch nicht in der Partitur steht. Haenchen schäumt. Der Störenfried wird in einer Loge, der Täter niemals gefunden. Bei einem Orchesterfest ersteigert der Dirigent das Corpus delicti.

Haenchen ist eine große Hoffnung der Musikfreunde. Die Intendanz hätte ihn noch einige Zeit halten können und müssen im Interesse des Niveaus. An der Komischen Oper Berlin ist er

---

schon Gast, als Chef an die Oper in Amsterdam wäre er immer noch gekommen. Der Krach mit ihm erscheint als kleinkariertes politisches Kalkül und Fehlentscheidung gegen die Kunst. Auch wenn es nach 1979 mit „Rheingold“ und „Walküre“ in der Inszenierung von Detlev Rogge noch einen mutigen Ansatz zu Wagners „Ring“ gibt, den „Einstein“ von Paul Dessau, die DDR-Erstaufführung von Wolfgang Rihms „Jakob Lenz“ vom hochbegabten Regisseur Jürgen König, mit Haenchen endet vorerst das Gleichgewicht von Musiktheater und Schauspiel.

Schroth ist an der Übermacht.

Die Staatskapelle aber bleibt ein Juwel. Nicht bei jedem Konzert funkelt es. Doch wenn ihm einer wie der Rumäne Horia Andreescu Schliff gibt, gehen die Klang-Lichter an, wird nach einer alten Redensart „auf der Stuhlkante“ gespielt.

Wie verhält sich ein Thüringer zur Fritz-Reuter-Bühne? Würde seine Schweriner Freundin-Frau ihn nicht aufklären, hielte er Plattdeutsch vielleicht für Holländisch. So aber nähert er sich dem handfesten Ensemble sozusagen Sprachbrocken für Sprachbrocken: Wat möt, dat möt, auch wenn es kein „Moët et Chandon“ ist, den lernen wir sowieso erst viele Klassen später kennen. Mitunter also traut er sich in eine Vorstellung. Auf ein paar Umwegen lernt er: Vor einem Platt-Schwank soll man sich nicht aufs hohe Kunst-Roß setzen. Ekhof hat auch mit dieser Zunge gespielt, und als ihn die Souffleuse mal hängen ließ, hat er sie lauthals platt beschimpft. Das ist überhaupt ein wirkungsvoller alter Gag der Mimen: sich bei einem Hänger ganz ungeniert an den Kasten zu wenden und sich den Text zu holen.